Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 10. Posen, den 5. März. 1882.

Das Franzosengrab.

Novelle von Julius Lohmeyer.

(Fortsetzung.)

Es ging wie ein stolzes Frohlocken durch alles Weh seiner Brust. So war es doch wahr, was er erhofft und ersehnt hatte! Konnte es denn anders sein? Mußte der Edle, den er aus den Erzählungen seiner Mutter, aus seinen Tagebüchern und Briefen kannte, nicht schuldlos sein? Aber ein solches, sein Innerstes befreiendes Wort hatte noch Niemand zu ihm gesprochen. Hatte doch selbst sein Oheim nur ein peinvolles Schweigen, wenn seines armen Vaters gedacht worden war.

„O, Sie sind gut", rief Max unter erquickenden Thränen, „reden Sie mir von dem Theuren; ich weiß so wenig von ihm. Sie wissen, meine Mutter verzehrte der Gram, als ich noch ein Kind war. Sagen Sie mir Alles, was Sie von ihm erfahren haben."

„Wenn Sie ruhig genug sind, Max!"

„O, nun gewiß."

Fräulein von Bugloff lehnte ihren Kopf an die hintere Wand des Wagens und, indem sie starr in das Dunkel vor sich hinblickte, begann sie mit leiser Stimme:

„Wir waren Jugendfreunde; die kleine Stadt führte uns häufig zusammen. Max hatte das gebrechliche Kind, das ich war, oft gegen die Spöttereien der rohen Buben, und vor Allem gegen die seines hämischen älteren Bruders in Schutz genommen, den wir schon als Kinder fürchteten. Ich fühlte mich dem milden, hochherzigen Knaben zu Dank verbunden. Mit dem dreizehnten Jahre verließ er den Heimathsort; er sollte Kaufmann werden und trat als Lehrling in ein Leipziger Handelshaus. Erst nach vier Jahren kehrte er als ein stattlicher und gereifter Jüngling zurück. Ich glaubte ihn vor mir zu sehen, als ich Sie gestern vor meinem Fenster erblickte."

Max schlug bei dieser Erinnerung in Scham und Reue beide Hände über dem Gesichte zusammen.

„Seien Sie ruhig!" mahnte die kleine Dame fortfahrend. „Wir sahen uns wieder! Seine herzliche, sinnige Art nahm wieder mein ganzes Wesen für ihn ein." Sie fuhr bei diesen Worten mit der Hand leise über ihre Augen.

„Max schenkte meiner blühenden Jugendfreundin seine Neigung, aber er unterhielt sich gern mit der kleinen Buckligen, die ihm Gelegenheit bot, das liebliche Mädchen, Ihre Base, öfter zu sehen. Bald darauf nahm er eine Stellung in einem Handelshause am Rhein an. Er hatte sich das Vertrauen eines seiner Prinzipale erworben und kehrte nun, nach abermals vier Jahren, als der Kassirer des großen Geschäftes in unser sächsisches Elbstädtchen zurück. Es war an einem Weihnachtsabend, ich weiß es noch wie heute. Der milde Ernst in seinen Zügen hatte sich mit einem Ausdruck strenger Sorglichkeit gepaart. Wir drückten uns die Hände wie alte Freunde. Wenige Tage darauf feierte er seine öffentliche Verlobung mit meinem schönen Bäschen. Es war ein gar heiteres Fest, an dem auch ich einige Stunden theilnahm. Mich überfiel eine Ohnmacht, während ich an der Tafel den beiden lieben Menschen gegenübersaß. Ich werde nicht die zarte Sorge vergessen, mit welcher mich Ihr Vater in den Wagen brachte, der mich nach Hause führte.

Ein halbes Jahr später holte er die Erwählte in seine neue Heimath.

Es waren wieder vier Jahre vergangen; ich war zur Gesellschaft meiner Großtante nach Leipzig übergesiedelt. Sie bewohnte das kleine Besitzthum, das ich später von ihr erbte. Mein väterliches Vermögen verwaltete Ihr Oheim, der damals unser Rechtsbeistand war.

Das junge Paar hatte es nie versäumt, mir wenigstens an meinem Geburtstage eine Kunde von seinem stillen und bescheidenen Glück zugehen zu lassen. Mit welcher Seligkeit zeigte Rosa mir die Geburt ihres Bübchens an."

Max seufzte tief auf.

„Eines Tages erhielt ich einen versicherten Brief Ihres Vaters — Sie waren damals drei Jahre alt. Das Schreiben unterrichtete mich von einem Vorfall, der mir den wackeren Freund in einer höchst verzweifelten Lage zeigte. Ein Brief mit fünftausend Thalern Inhalt war aus der eisernen Geldkiste entwendet worden, in welcher sich die Werthe befanden, die er für sein Haus zu bewahren hatte. Nur ein alter Diener, der bereits zweiundzwanzig Jahre in dem Handlungshause angestellt und in Ehren grau geworden war, hatte den umgitterten Raum, in dem sich die Kasse befand, betreten. Aber die Zuverlässigkeit dieses Mannes war auch Ihrem Vater eine ganz unzweifelhafte. Er hatte seinem nächsten Vorgesetzten mit schwerem Herzen das Vorgefallene mitgetheilt. Dieser nahm sich seiner an, aber seine Kompagnons verlangten unerbittlich die Rückerstattung von ihm, dem Kassirer, und drohten mit gerichtlichem Vorgehen gegen ihn.

In seiner Verzweiflung hatte sich Ihr armer Vater an seinen Bruder gewandt, der schon damals in vermöglicher Lage war, war aber von ihm in ganz entschiedener Weise abschläglig beschieden worden. Ja, der harte Bruder hatte seiner kalten Ablehnung noch fast beleidigende Worte hinzugefügt, die das ohnedies lockere Band, das Ihren Vater noch an ihn fesselte, für immer zerriß.

Alles dieses theilten mir seine mit zitternder Hand geschriebenen Zeilen mit. Er wandte sich auf den Rath seiner Frau an mich und bat mich, ihn mit meinen Mitteln zu retten, wenn ich es vermöchte.

Mein mäßiges Vermögen war in sicheren Hypotheken angelegt worden, die ich nicht kündigen konnte; ich sah keine Möglichkeit, die nothwendige Summe flüssig zu machen, so sehr es mein Wunsch war, Ihrem Vater zu helfen, da mir die Verbindung mit einem Geschäftsmann fehlte, der mich zu unterstützen im Stande war."

Max hatte bei diesen Worten die Hand des Fräuleins gefaßt und, von Dank bewegt, innig geküßt.

„Noch in derselben Stunde begab ich mich zu Ihrem Oheim. Er empfing mich wie eine Fremde und versicherte mir kühl, nicht im Stande zu sein, meine Wünsche zu erfüllen. Ich legte ihm den Brief Ihres Vaters war, beschwor ihn, mir durch seine Vermittelung die benöthigte Summe zu beschaffen. Er erklärte dieses Verlangen für unausführbar und versuchte mich damit zu trösten, daß die Handelsherren, nachdem sie gesehen haben würden, wie alle Versuche ihres Kassirers, das entwendete Geld zurückzuerstatten, fehlschlugen, sich wohl in den Verlust finden und ihrem sonst zuverlässigen Beamten Verzeihung angedeihen lassen würden. Ich theilte alles dies Ihrem bedauernswerthen Vater mit. Ein neues Schreiben von ihm zeigte, wie wenig stichhaltig die vorgeschobenen Scheinhoffnungen seines Bruders waren. Nur noch eine Frist von vierzehn Tagen hatte man ihm für seine Anstrengungen gewährt, die vermißte Summe durch die Hilfe seiner Freunde und Verwandten zu decken. Ich

entschloß mich zu einem letzten Gange zu dem harten Geschäftsmann, der sein Bruder war.

Meine Vorstellungen, ja alle meine Beredtsamkeit, meine Bitten, mein Angebot, ihm meine Dokumente zu verpfänden, prallten an dem herzlosen Geldmanne ab. Meiner Fassung nicht mehr mächtig, warf ich ihm mit heftigen Worten seine unbrüderliche Handlungsweise vor. Er antwortete mir mit höhnischer Kälte und wir trennten uns in offener Feindschaft. Ich begab mich anderen Tags nach Dresden und erreichte bei einem wohlhabenden Schwager die Zusicherung, daß er den größten Theil des Kapitals unter Verpfändung eines meiner Hypothekendokumente mir baldmöglichst verschaffen wollte.

Mit freudebebendem Herzen verkündeten von dort aus fliegende Zeilen Ihrem wackeren Vater diese glückliche Wendung. Ein Brief nach dem Rhein war damals fünf Tage unterwegs. Ach, und der meine langte zu spät an.

Nach mancherlei heftigen Scenen war es dahin gekommen, daß die Sache dem Gericht übergeben wurde. Nach dem damaligen Verfahren stand dem Unglücklichen eine unabsehbare Untersuchungshaft bevor. Seine Freunde riethen ihm, sich derselben durch die Flucht zu entziehen, da über kurz oder lang seine Unschuld an den Tag kommen und der Dieb entdeckt werden mußte. Ein unglückseliger Rath.

Ein kurzes Schreiben von Bonn aus zeigte mir die Flucht des Freundes an. — Es war die letzte briefliche Nachricht, die ich von ihm empfing."

Max seufzte tief und schwer auf.

„Auch auf der Schweiz", fuhr die Dame wieder fort, „wie auf unserem Vaterlande lastete damals die erdrückende Tyrannei des napoleonischen Regiments. Noch einmal kam mir eine Kunde durch Ihre unglückselige Mutter zu, daß ihr Gatte als ein, jedes Ausweises entbehrender Flüchtling von den schweizerischen Behörden, die wenig wählerisch in ihrem Vorgehen sein konnten, der Armee der Sechstausend eingereiht worden war, die das unerbittliche Machtgebot des Imperators als Kontingent für den russischen Feldzug von dem Freistaat erheischte, um die unglücklichen Opfer auf den eisigen Schlachtfeldern des Czarenreiches dem Tode und der Verzweiflung preiszugeben. Ihre Mutter erlag, wie Sie wissen, dem Kummer, der Verlassenheit und der Schande. Max Bredow war ein Verschollener. Er war eben einer der Hunderttausende, die aus Rußland nicht wieder zurückgekehrt waren."

Maxen's Brust hob und senkte sich krampfhaft, sein Haupt sank in die Wagenecke und unter den auf sein Gesicht gepreßten Händen stürzten auf's Neue glühende Thränen hervor.

„Die großen geschichtlichen Ereignisse jener Jahre verschlangen das Interesse an dem Einzelnen. Außer mir und Ihnen dachten wohl wenige noch an Ihren unglücklichen Vater. Unser Vaterland seufzte damals schwer unter dem Elend der Fremdherrschaft. Sachsen war der Bundesgenosse Napoleon's. Im Anfang Oktober 1813 wurde es uns klar, daß Leipzig der Schauplatz großer und furchtbarer Begebenheiten werden würde. Immer größere Heeresmassen konzentrirten sich um unsere unglückliche Stadt. Auf diesen weiten Feldern, die Sie hier im Mondlicht schimmern sehen, stand am 14. Oktober das Gros der französischen Armee aufgestellt, während die Truppen der Verbündeten von Altenburg her an der Elbe langsam heranrückten. In den darauffolgenden Schreckenstagen wüthete die mörderische Völkerschlacht auf diesen Gefilden, bis nach ungeheurem blutigen Ringen der Sieg erfochten wurde. Der Rückzug der Franzosen begann und die Stadt wurde von den tapferen Truppen der verbündeten Armeen mit stürmender Hand genommen, während sich das geschlagene Heer in wilder Flucht von dannen wälzte.

Nach der Flucht der Franzosen hatten auch wir uns, ich und meine Freundin, seit Wochen zum ersten Male wieder aus dem Hause gewagt. Unabsehbares Elend, namenlose Schrecken traten uns überall entgegen. Jeder half nach seinen Kräften. Auch wir nahmen zwei verwundete Russen und einen zerschossenen Preußen bei uns auf. Erst nach und nach wurde uns ganz klar, was durch all diese Greuel erreicht worden war: der Tag der Befreiung war gekommen. Aber die Freude konnte inmitten all dieses Jammers keine stürmische, jubelnde sein.

Als wir uns zum ersten Male an diesem Tage wieder allein fühlten, die Brust voll stürmischer Empfindungen, endlich wieder unser stilles Zimmer betraten, sanken wir uns in dankesseliger Begeisterung schluchzend in die Arme.

Da wurde laut und heftig an meiner Hausklingel gezogen. Mein Diener Berthold, unsere treue Stütze in dieser ganzen Zeit, derselbe alte Mann, den Sie hier vor uns auf dem Wagenbock sitzen sehen, öffnete erschreckt das kleine Schiebefenster in der Thür. Bald darauf hörte ich ihn schnell die Treppe heraufeilen und sah ihn mit geheimnißvoller Miene in mein Zimmer treten. Er warf einen scheuen Blick um sich und reichte mir ein fest zusammengeknotetes Tüchlein, indem er mir mit leisen Worten mittheilte: Ein altes Bauernweib bringe dieses Tuch, das ihr ein Franzose, der an der Landstraße zwischen Connewitz und Kautsch verwundet liege, für mich übergeben habe.

Für mich? — Mir war kein Franzose persönlich bekannt. Ich erschrak auf das Heftigste und begann das Tuch aufzuknoten, während der Diener Licht brachte. Plötzlich kam mir der Gedanke an Ihren Vater so lebhaft, daß meine Hände vor Aufregung bebten. Ich mußte das Tuch fallen lassen und mich an einen Stuhl festhalten. Erst Berthold hob es auf und öffnete die Knoten. Ein kleiner, abgerissener und beschriebener Zettel fand sich im Innern vor, und richtig, ich erkannte auf den ersten Blick die Schriftzüge Ihres Vaters. Mir stand das Herz still; der unglückselige Freund, er lebte also noch! O Gott! Welche Kette von Jammer und Elend that sich vor mir auf. Er lebte, und ich konnte ihm vielleicht endlich helfen!

Der Zettel enthielt nur die unsicher mit Bleistift geschriebenen Worte: „Retten Sie einen Jugendfreund, wenn es noch möglich. Ich war unschuldig. Meinem Bruder kein Wort. Max B . . . . ."

Max lauschte athemlos.

„O Gott, wenn Rettung noch möglich wäre! Nur rasch, rasch zur That, dachte ich. Ich rief die Alte herein und erfuhr, daß sich der Unglückliche, schon seit zwei Tagen verwundet, dort im Walde verborgen gehalten und heute am Abend, nahe dem Verschmachten, die vorübereilende Frau angerufen habe. Der heimische Dialekt hatte ihr Vertrauen eingeflößt. Sie fand den Bedauernswerthen in einem heftigen Wundfieber. Während sie Wasser herbeiholte, schrieb er wohl mit Anstrengung seiner letzten Kräfte jene Zeilen und knotete sie in ein Tüchlein. Der Frau war ich und meine Wohnung zum Glücke bekannt gewesen.

Ich schickte nach Männern in der Nachbarschaft aus, die mich begleiten sollten, aber es fand sich Niemand, der mir helfen konnte oder wollte, da Alt und Jung mit den Verwundeten beschäftigt waren. Auch in meinem Hause war ja in den unteren Räumen ein Lazareth.

(Fortsetzung folgt.)

„Es".

Von Alexander Freiherrn von Roberts.*)

Motto: „Aye ready!"

Als ich nach einer Geschäftsreise in das Boudoir meiner Frau trat, fand ich diese vor einem Sessel knieend, auf dem ein Knäblein mit sehr großen, runden, staunenden Augen saß. Sie erhob sich, rauschte mir entgegen und begrüßte mich, nicht herzlicher und auch nicht förmlicher, als wir das damals gewohnt waren. „Da ist es!" sagte sie, mit der Hand nach dem Kinde deutend. „Wieso?" fragte ich. Da kauerte sie schon wieder vor dem Kleinen, hielt ihm ein Biscuit dicht vor die Augen, und halb nach mir gewendet, sagte sie: „Nun, Du weißt doch, wir lasen ja vorgestern davon in der Zeitung. Ist es nicht nett?"

Jetzt erst erinnerte ich mich, daß sie mir vor einigen Abenden

*) Die „Wiener Allgemeine Zeitung" veröffentlicht nunmehr die aus der Konkurrenz als preisgekrönt hervorgegangenen Feuilletons. Wir haben das Recht erworben, das mit dem Ersten Preise gekrönte, vorstehende Feuilleton auch in unserem Blatte zu veröffentlichen. Die Redaktion.

ein Zeitungsblatt in den Leuchtkreis meiner Lampe geschoben, mit dem Zeigefinger auf eine Annonce weisend: „Da, lies einmal.“ Es war die bekannte „Bitte an edle Menschenfreunde“, ein Verzweiflungsschrei aus einem blutenden Herzen: eine Mutter, die wohlhabenden Leuten ihr Kind zur Adoption anbietet. „Was meinst Du, wenn wir es nähmen?“ fragte meine Frau. Ich gab ihr das Blatt mit einem Achselzucken zurück.

„Aber Martha, was soll das?“ rief ich nun mit einem vibrirenden Tone des Unwillens. „Du hättest wirklich ...“

„Gewiß, wie Du siehst. Uebrigens gehört es mir. Mit der bedauernswerthen Mutter habe ich mich baar abgefunden. Dazu den Schwur, daß es gut aufgehoben sein soll. Ja, das soll es!“ Sie nahm das Köpfchen mit dem hellbraunen, seidenfeinen Ringelhaar und wiegte es liebkosend zwischen den Händen: „Nicht wahr, Kleiner? Sollst es gut haben!“ In dem etwas kränklich zarten Gesichtchen regte sich keine Miene, nur aus dem herzförmigen Mündchen kam einer jener seltsam schweren Kinderseufzer.

Ich gab jeden ernsteren Einwand auf; waren wir nicht seit Jahren gewohnt, nebeneinander zu handeln? Unsere Ehe war nicht glücklich, nein, sie war nicht glücklich, obgleich wir uns doch — nicht aus Liebe geheirathet. In dem Zahlengeschwirr einer Börsenstunde war der Bund von unseren Vätern kontrahirt worden. Sie hatte ihr Herz von einem anderen Herzen gerissen, in dem meinen glimmte eine stille Leidenschaft — die Zahlen waren mächtiger, und wir wollten gehorsame Kinder sein. Anfangs waren wir uns gegenseitig ein stummer Vorwurf, dann folgten traurige Tage erklärten Krieges, bis wir uns schließlich zu einem höflichen, aber farblosen Frieden bequemten. Gewiß, sie war hübsch, sie war gut, sie hatte einen funkelnden Verstand, Andere erhoben sie sogar zu einem „wahren Engel“ — und ich selbst? Nun, ich glaube, ich war gerade kein Ungeheuer. Die Analyse ergab die schönsten Regenbogenfarben, und dennoch fehlte die Sonne. — Wir waren sechs Jahre verheirathet und hatten keine Kinder. Vielleicht, wenn uns der gütige Himmel solche geschenkt hätte ...

Also das Kind gehörte ihr zu eigen! Wie ich weiter vernahm, hatte sie der Mutter 1500 Gulden ausgezahlt, den Erlös von einem Schmucke, den sie heimlich und in Eile verkauft. „Warum hast Du mir das nicht gesagt?“ brauste ich auf. — „Weil es bis zu Deiner Rückkunft zu spät gewesen wäre — ich wollte es ja für mich allein haben!“ trotzte sie.

M e i n e Pferde, m e i n Hund, i h r e Kanarienvögel, i h r e Goldfische! Gut, das lasse ich mir gefallen! Aber daß sie i h r Kind für sich allein haben wollte, das war mir doch zu stark! Der Gedanke peinigte mich ein, zwei Tage lang. Am dritten Tage, als sie ausgefahren war, begehrte ein vermummtes Weib Einlaß bei mir. Die Mutter „ihres Kindes“. Schattengleich schlich sie durch die Thür, und ein leises, halb ersticktes Wimmern: sie müßte ihren Liebling noch einmal sehen, sie könnte nicht so von ihm scheiden! Gleich darauf hatte ich mein Geldspind geöffnet: „Hier, gute Frau“, sagte ich, „nehmen Sie das, Sie empfingen zu wenig.“ Sie brach in jammernde Thränen aus: man möge sie nicht verdammen, ohne ihr ganzes Elend zu kennen. Sie besäße noch ein zweites Kind, einen armen, hilflosen Krüppel, sie selbst aber wäre krank und hätte nicht lange mehr zu leben — was sollte dann aus dem Unglücklichen werden? Nun hätte sie gedacht ... Ich erläuterte mir den Satz, den ihr heftiger Husten unterbrach. Nun, sie hatte also gedacht: ich verkaufe das Gesunde, daß dem Krüppel eine Hilfe bleibt, wenn ich todt bin. Nein, man durfte sie nicht verdammen — wir Reichen haben eine bequeme Moral!

Als meine Frau zurückkehrte, erzählte ich ihr von dem Besuch: „Ich gab der Aermsten genau so viel, wie Du ihr gegeben. Das Kind gehört nun uns Beiden, weißt Du.“ Sie biß sich mit den Zähnchen auf die Unterlippe. „Mir recht!“ warf sie nach kurzem Nachdenken hin. Dazu einen lauten Kuß, den sie auf des Knäbleins Mund drückte. Das klang fast wie eine Art Herausforderung.

Ja wohl, u n s e r Kind! Ich bekam es fast gar nicht zu Gesicht, und alle die Veränderungen, die seinetwegen unser Hauswesen erlitt, geschahen gleichsam über meinem Kopfe hinweg. Zuweilen, in den wichtigsten Dingen, wurde ich nachträglich um Einwilligung gefragt. „Wir müssen eine Kinderfrau haben, ich habe bereits eine solche angeschafft, Anselm.“ — Ich nickte stumm. — „Wir müssen eine Kinderstube einrichten, drüben liegt es zu warm.“ — Ich nickte stumm, auf den Korridoren aber polterten schon die Arbeiter. Was konnte ich Besseres thun — geschah es doch u n s e r e m Kinde!

Zwischen uns Beiden war nicht viel die Rede von ihm. Dann hieß es nicht anders als „es“. Dieses „Es“ konnte man um so häufiger den ganzen Tag über im Hause vernehmen: „Pscht! nicht so viel Lärm, es schläft! — Es soll sein Essen haben — es soll ausfahren — es hat sich weh' gethan.“ Das ganze Haus begann sich allmälig um unser „Es“ zu drehen. Dieses namenlose Neutrum ärgerte mich. „Es muß doch seinen Namen haben!“ rief ich einmal. — „Ich habe ganz vergessen, die Mutter ... ach, ich meine die Frau ... nach seinem Namen zu fragen“, antwortete meine Frau. „Sie wollte ja noch wiederkommen, aber sie kommt nicht, sie ist gewiß krank. Nun nenne ich's Max. Max ist ein hübscher, kurzer Name, wie?“ — „Hm“, erwiderte ich zwischen zwei Zügen aus meiner Zigarre: „Fritz wäre auch ganz hübsch gewesen.“ — „Man kann es nicht umnennen der Leute wegen“, entgegnete sie kurz. Und laut zur Thür hinaus: „Ist Max schon auf?“ — Ja wohl, es war ja u n s e r Kind!

Einmal spielte ich dennoch meinen berechtigten Antheil an unserem Kinde aus. Während des Mittagstisches wurde es in der Nebenstube an seinem Katzentische bedient. Dann hörten wir zwischen unseren dürftig sickernden Gesprächsphrasen sein fröhliches Lallen, begleitet von dem Klappern seines Löffels. Meine Frau hatte keine Ruhe, es war ein fortwährendes Her und Hin zwischen uns und ihm: ob die Suppe nicht zu heiß sei, ob es auch nicht zu viel bekäme ... „Frau“, sagte ich ruhig, aber sehr bestimmt, „von morgen ab soll es hier an unserem Tische mitessen. Alt genug ist es mit seinen zwei Jahren.“

Von da ab aß „Es“ mit uns. Saß dort in seinem hohen Lehnstuhl wie ein Prinz, dicht neben meiner Frau, Beide mir gegenüber wie eine feindliche Partei. Die gelbliche Armenblässe seines Gesichtchens war einem feinen aristokratischen Rosa gewichen, und seine angehenden Pausbäckchen saßen recht behäbig auf den steifen Falten der Serviette. Es arbeitete tüchtig an seiner Suppe, und jetzt, wie es fertig war, stemmte die kleine, runde Faust den Löffel gleich einem Scepter auf den Tisch. Wir hatten einige Worte gewechselt und nun saßen wir schweigend. Ueber diesem Schweigen begannen sich seine großen Augen weiter und weiter zu öffnen. Mich starrte es an, starrte meine Frau an, verwundert, fast unheimlich verständig, wie die Augen eines Großen, die eine Ahnung hatten, daß nicht Alles zwischen uns so sei, wie es sein sollte. Ich will offen gestehen, daß mich diese Augen verwirrten, und daß es eine Art Erlösung war, als Friedrich mit einem Gericht hereintrat. Ich weiß, meiner Frau muß es ähnlich ergangen sein.

Und dasselbe die folgenden Tage, immer die großen wunderblauen Augen wie eine mahnende Frage in unsere Gesprächspausen hineinstarrend. Es klingt lächerlich, aber es war so: wirklich, wir schämten uns vor dem Kinde, wir beiden Erwachsenen! Und allmälig begann sich unser Gespräch zu beleben, die gelegentlichen Lallworte des Kleinen wurden von uns enträthselt und erläutert, ja zuweilen gab es ein lautes, gemeinsames Lachen über die holperigen Sprechversuche.

Ach, wie hell, wie glockenartig rein doch ihr Lachen erklang! Hatte ich das denn nie vernommen? Wie geschah mir denn, daß ich zuweilen, über mein Schreibpult gebeugt, diese Lachtöne, wie aus der Ferne ganz deutlich zu vernehmen glaubte? —

Mit den ersten sonnigen Frühlingstagen trieb „Es“ sein Wesen im Garten, den ich von meinem Komptoirsitze aus überschauen konnte. Sie war zumeist mit ihm. Ich hörte das Trippeln seiner Füßchen im Kiese und dann ihren Tritt — jetzt haschte sie nach ihm, mit dem lauten Chor der Sperlinge um die Wette ging sein zwitscherndes Stimmchen — jetzt hielt sie es, und Küsse auf Küsse schallten herüber. Wie wollte ich arbeiten bei solcher Musik? Ich öffnete das Fenster; eine warme, balsamische Luft strömte herein und ein Schmetterling verirrte sich auf mein Tintenfaß. Da kam sie hinter einem grüngesprenkelten Bosquet hervor, in das blendende Weiß eines eleganten Spitzen-Negligés

gekleidet, goldig von der Sonne überstrahlt, nur das Gesicht im Rosaschatten des Sonnenschirms.

Wie schlank sie einherschritt! Wie graziös ihre Bewegungen! War ich denn blind gewesen? Bei Gott, die Tanten und Basen hatten Recht: sie war wirklich schön! Ein liebliches Lächeln verklärte ihre Züge, sie war glücklich, gewiß, in diesem Augenblicke war sie es — und das Glück kam von „ihrem Kinde“! Es erhob sich da in meiner Brust eine Stimme, die sagte sehr deutlich: Du bist dennoch ein Ungeheuer! — Ich war aufgestanden und an's Fenster getreten: „Ein schöner Tag heute!“ rief ich hinaus. Ach, ich weiß, das muß kalt und prosaisch gewirkt haben wie ein schwerer Wolkenschatten über einer sonnenfrohen Landschaft. Sie antwortete etwas, das ich nicht verstand. Aber aus ihrem Gesichtchen war der Glückesschein verschwunden. Dann nahm sie das Kind empor, das mit den Aermchen nach ihr verlangte, und nun herzte sie es vor meinen Augen.

Da war es, wo die erste Eifersucht in mir erwachte! Wahrhaftig, eine Eifersucht, und welch' seltsame Eifersucht, die ihres Objektes nicht klar bewußt werden konnte. Wenn „Es“ sein „Mama“ zu ihr sagte, so gab das mir einen Stich in's Herz, und die Liebkosungen, mit denen sie den Kleinen überschüttete, wollten mich schier außer Fassung bringen. Ich war eifersüchtig — auf Beide! Es schmerzte mich, daß ich nicht Theil hatte an diesem Liebeweben, daß ich nicht der Dritte in dem Bunde war. Ich wollte mir Mühe geben, mir ein Anrecht an ihrer Liebe zu erwerben. Ach, ich stellte mich linkisch an, das Kind behielt eine Scheu vor mir, und sie — hatte ich sie nicht gewaltsam von mir fern gehalten lange Jahre hindurch?

Einmal beim Mittagsmahle, nach einer Wortplänkelei, lag wieder eine große Stille zwischen uns. Eine Stille, die peinlicher war, als je eine gewesen. Ich blickte niederwärts auf die Blumen des Meißner Tellers, leichte Trotzfalten zwischen den Brauen. Aber ich fühlte deutlich, wie „Es“ wieder seine Augen in voller Größe auf mich gerichtet hatte. Und auch ihre Augen. Es war, als brannten die Strahlen dieser vier Augensterne mir auf die Stirne. Da hallt es plötzlich in die Stille hinein: „Pa—pa!“ Und nochmals lauter und beherzter: „Pa—pa!“ Ich zuckte zusammen. „Es“ saß da und starrte nun sehr ängstlich nach mir hin, welch' Gewitter sich wohl auf dies sein „Papa“ entladen könnte. Ihr Antlitz aber war von einem glühenden Roth übergossen und um ihre halbgeöffneten Lippen bebte es leise.

Wie eine warme, beseligende Fluth schwellte es über mein Herz. Gewiß, Niemand anders als sie selbst hatte ihn das „Papa“ gelehrt! Warum sprang ich nicht auf, stürzte zu ihr hin und strich mit einem Worte, mit einer Umarmung die ganze Oede dieser verlorenen sechs Jahre? Ein richtiges Wort in diesem Augenblick, dann war Alles gut. Es blieb unausgesprochen, ich war wie gebannt. Da unten aber, auf einer gewissen, von Zahlen wimmelnden Stelle meines Korrespondenzbuches sind noch deutlich die Spuren meiner Thränen zu finden, die ich vor Zorn über mich selbst vergossen.

Es war keine Frage, ein anderer Geist war eingezogen mit dem kleinen Lockenkopf, der Geist der Liebe — und der machte mich zum Fremdling in meinem eigenen Hause. Ein köstlicher Sonnenschein erhellte dessen Räume, auch wenn die Sonne droben hinter Wolken versteckt blieb. Die Gesichter der Bedienung, selbst die leblosen Gegenstände strahlten diesen Schein zurück. Nur mich wollte er nicht berühren.

Ich fühlte mich immer unbehaglicher in meiner Einsamkeit. Die Eifersucht wuchs und wuchs in mir, sie gab mir allerlei thörichte Gedanken. Ich wollte mich auflehnen gegen den kleinen Gewalthaber — das wäre lächerlich gewesen. Ich wollte ihr die Wahl stellen zwischen ihm und mir — ich Vermessener, nach welcher Seite hätte wohl ihr Herz gewählt? Einmal war ich nahe daran, Schritte zur Aufspürung der unglücklichen Mutter zu thun, um diese mit Goldes Macht zur Wiedernahme des Kindes zu vermögen — hinter meines Weibes Rücken? Das war feige.

Von einer Arbeit war keine Rede mehr; ich ward irre an mir selbst; ich muß verstört ausgesehen haben, die Leute fragten, was mir fehlte. Ich schützte ein Uebelbefinden vor.

Der Sonnenschein wollte sich nicht fortwischen lassen, und der Geist der Liebe war stärker als ich, mit seinem Flammenschwerte trieb er mich hinaus. „Ich muß auf eine längere Reise, Martha.“ Die Stimme wankte mir, wie ich das sagte. Meine Frau merkte wohl. Etwas wie ein feuchtschimmerndes Mitleid zitterte in ihren schönen Augen. Beim Abschied hielt sie mir den Kleinen hin: „Willst Du unserem Kinde nicht auch Adieu sagen?“ fragte sie mit weichem, schmeichelnden Tone. Ich nahm den Kleinen wohl zu unsanft empor; er begann zu weinen und wehrte sich gegen meine Liebkosung. Da setzte ich ihn hin und eilte davon. —

Auf's Ungewisse reiste ich in die Welt hinein. Und siehe da, zu meinem Reisegefährten, dem Unmuth, gesellte sich bald nach den ersten Tagen ein anderer Geselle, der mir gradeheraus erklärte: ich wäre ein Narr! Zuerst flüsternd, dann lauter und immer lachender: ein rechter Narr wäre ich! Schließlich las ich's in den Zeitungen, die ich vor hatte, fand es auf den blauen Bergen geschrieben und der Schrei der Lokomotiven gellte mir es zu. Ja, ich glaubte es schon — genug, genug! Warum kehrte ich nicht sofort um? Nun, der Narr mußte sich erst tüchtig ausreifen, ehe Alles gut werden konnte.

Mit stürmendem Herzen betrat ich meine Wohnung. Welch' feierliche Stille darin und welch' ein unheimlicher Flüsterton. Mit verweinten Augen kam mir mein Weib entgegen: „Ach, es ist krank, sehr krank, es wird gewiß sterben!“ jammerte sie. Ich suchte sie zu beruhigen, ihre Furcht war jedoch nur zu berechtigt. Nur noch eine kurze, bange Frist ohne Hoffnung. In der letzten Nacht saßen wir Beide an seinem Bettchen, sie dort und ich hier, Jedes von uns hielt eines seiner Händchen. Wie es darin zuckte und pochte! Schnelle, stechende Fiebertakte, und jeder Takt wie eine Mahnung: Liebt Euch — liebt Euch — seid gut! Wir fühlten gemeinsam diesen Taktschlag, und wir verstanden die Mahnung. Unsere Augen trafen sich voll und tief durch die glitzernden Thränen wie ein erstes heil'ges Gelöbniß. Worte wären eine Entweihung gewesen in dieser Stunde.

Dann betteten wir's draußen in der warmen Frühlingserde. Als wir nach dem zum ersten Male an unserem Tische saßen, war wieder die Stille zwischen uns. Aber eine andere Stille wie jene, die der verlorene kleine Fremdling mit seinem lallenden „Papa“ aufgestört. Drüben an der Wand stand noch sein Lehnstuhl, und auf dem Brettchen davor lag das Löffel-Scepter. Da reichte mir mein Weib ihre feine weiße Hand über den Tisch: „Hast Du es auch ein wenig lieb gehabt?“ Ihre Stimme zitterte. — „Mein Weib, mein süßes, einziges Weib!“ Zu ihren Füßen lag ich da, hielt ihre Hände umklammert: „Ob ich Dich liebe, mein Weib, o mein Weib!“

Und nach dem ersten Sturm deutete ich auf den Lehnstuhl: „Es war gekommen, uns Liebe zu lehren . . . .“ flüsterte ich. „Als es fertig war mit seiner Lehre, da ging es wieder unter die Engel“, fügte sie unter Thränen hinzu.

Eine Zeit darauf trat der Arzt aus ihrem Zimmer, und mit einer schelmischen Miene klopfte er im Vorbeigehen auf den Kinderstuhl: „Den lassen Sie nur dort stehen“, sagte er, „Sie werden ihn wohl noch brauchen.“

Wirklich? War es möglich? Hatte ich solches Glück verdient?

Und wie ich mein Weib nun umschlungen hielt in der neuen, unfaßbaren Freude, da konnte ich's nicht lassen, und zu ihrem erröthenden Köpfchen herabgeneigt, sagte ich: „Wir wollen Es recht, recht lieb haben, nicht wahr?“ . . . .“

---

* **Eisberge im atlantischen Ozean.** Aus Newyork wird gemeldet, daß das Abtreiben des Frühjahrseises aus dem arktischen Meere begonnen habe. Die Dampfer „Bolivia“, „Cornwall“ und „Plantyn“ haben auf der Reise je drei Eisberge getroffen. Die nordwestlichen Stürme treiben das Eis gerade in den Weg der europäischen Dampfer, es ist daher größere Wachsamkeit als sonst zu dieser Jahreszeit nöthig, namentlich zwischen den Breiten von 45 und 46 Grad und den Längen von 41 und 49 Grad. Eine größere Eismasse soll auf etwa 46 Grad Nord und 17 (? 47°) West treiben. — Ueberdies hat das ungewöhnlich stürmische Wetter dieses Winters die Reisen der Dampfer sehr erschwert und verzögert, und daher fehlen von mehreren Dampfern, deren Abgang von Newyork nach Europa bereits seit einiger Zeit bekannt ist, weitere Nachrichten.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.